

Anikó BÁTI untersucht in ihrem Beitrag „New Opportunities for Ethnographic Research on Food Culture“ der Schulspeisung an Grundschulen in ungarischen Dörfern, Kleinstädten und in Budapest. Teilnehmer ihrer Feldforschung dazu waren Schüler, Studenten, Erzieher, Küchenpersonal, Eltern, Beschaffungszentren und örtliche Behörden. Im Fokus standen Grundschüler sowie ihre Eltern. Auch Studenten der Fakultät für Gesundheitslehre der Semmelweis-Universität und des Instituts für Volkskunde der Eötvös-Loránd-Universität wurden in die Untersuchung einbezogen. Halbstrukturierte Interviews wurden mit der in der Schulspeisung engagierten Verwaltung und den Lehrern geführt. Mit ihrem Beitrag wirbt Bati für ein besseres Verständnis für Problemfelder auf dem Gebiet der Nahrungskultur und eine Vermittlerrolle zwischen Sozial- und Naturwissenschaften.

Károly Zsolt NAGY stellt in seinem Beitrag zu „Ethno-Business, Ethnoporn, Ethnofolk. Hungarian Ethnographic Research and the World Wide Web“ Überlegungen dazu an, auf welche Weise Ergebnisse der ethnografischen Forschung im Internet öffentlich gemacht werden könnten. In Überlegungen zur Zukunft der Ethnografie müsse *World Wide Web* unbedingt einbezogen werden. HTML sei eine Sprache, die in der Lage ist, Inhalte des World Wide Web zu beschreiben. Seine Grammatik und sein lexikalischer Bestand entwickeln sich ständig weiter, um neue, immer komplexere Botschaften zu übertragen. Es gebe, so Nagy, eindeutig eine auszufüllende Marktnische: die Entwicklung einer ethnografischen Open-Source-Forschungsumgebung anstelle teurer Softwareumgebungen, die in der Lage wäre, das durch Ethnografie generierte Wissen nutzbar zu machen, ethnografisches Wissen über den unreflektierten Charakter von Exotismus, Marketing oder gar Ethno-Porno hinausgehend nutzbar zu machen und nicht nur zu einem bloßen „Reservat“ im Web zu verkommen. Ein erster Schritt wäre die Erwerbung des Domainnamens *magyarneprajz.hu*.

Berlin/Jena

GABRIELLA SCHUBERT

SAMUEL FINZI: *Samuels Buch. Ein autobiografischer Roman*. Berlin: Ullstein 2023. 219 S. ISBN 978-3-550-20043-4.

Der bekannte deutsche Schauspieler Samuel Finzi stammt aus einer sephardischen Familie in Plovdiv. Wie er selbst im Kapitel „Fünfhundert Jahre später“ (S. 125ff.) schreibt, sind die Sepharden im Jahr 1492 aus dem Spanien der Inquisition vertrieben worden und haben sich in den großen Balkanmetropolen wie Saloniki, Istanbul, Smyrna, Belgrad, Sarajevo, Bitola, Plovdiv und Sofia niedergelassen. Den Holocaust haben fast nur die beiden letztgenannten bulgarischen Gemeinden überlebt, und auch die alspanische Varietät Sephardisch ist von Sprachtod bedroht: Hier im Buch sprechen es die Eltern, aber nicht mehr der 1966 geborene Samuel.

Der Buchtitel ist ein halbwegs geglücktes Wortspiel und spielt auf das alttestamentarische „Buch Samuel“ an. Die Autobiographie über die Kindheit und Jugend Finzis von 1966 bis 1989 muss sich mit zwei auf dem deutschen Buchmarkt sehr erfolgreichen, thematisch ähnlich gelagerten Büchern messen: zum einen *Grandhotel Bulgaria. Rückkehr in die Heimat* (2002) von Angelika Schrobsdorf, die sich an ihr Kindheitsexil als deutsche Jüdin in Bulgarien während der NS-Zeit mit großer Rührung erinnert, ande-

erseits *Apostoloff* (2010) von Sibylle Lewitscharoff, die mit einem frontalen Bulgarien-Bashing mit ihrem Vater und seinem Heimatland abgerechnet hat.

Finzis Versuch eines literarischen Selbstporträts erzählt die Kindheit und Jugend eines jungen Bulgaren, der in den 1980er Jahren sein Theaterstudium hinschmeißt und unmittelbar nach dem Mauerfall 1989 nach Berlin ausreist – an dieser Stelle enden die Memoiren. Finzi gehört zur privilegierten Künstlerelite: So verliebt er sich in die Tochter von Kultusministerin Ludmila Živkov (und somit Enkelin von Todor Živkov), seine Eltern sind berühmte Musiker bzw. Schauspieler und reisen in den 1970ern nach Italien und Frankreich. Wenn Finzi – übrigens gleichnamig mit dem Präsidenten der sephardischen NGO *La Benevolencija* in Sarajevo, Jakob Finzi – also ein halbwegs unbeschwertes Leben in den 1970–1980er Jahren beschreibt, fängt er sich unweigerlich den Vorwurf der Totalitarismusverharmlosung ein. Wie kann man denn eine Episode zu einem Klassenkameraden, dem introvertierten Außenseiter Angel, der in der Armee gemobbt und wohl zu Tode gequält wurde (offizielle Version Selbstmord), mit dem Fazit „Jungs wie er hatten es nicht einfach beim Militär“ (S. 177) abschließen?

Politisch inkorrekt ist auch ein Bericht über seinen Militärdienst: Finzi reißt kurz die repressive bulgarische Minderheitenpolitik gegenüber den Türken in den 1980ern an, die mit dem Verbot muslimischer Namen begann und 1989 mit der Ausweisung von 360.000 Muslimen aus Bulgarien in die Türkei eskalierte. Finzi nutzt dieses Hintergrundwissen, um eine Episode einzuleiten, in der türkische Wehrpflichtige in der Armee nachts sexuelle Handlungen an Ziegen vornehmen (S. 194–197). Da sich Finzis Memoiren an eine deutsche Leserschaft wenden, hätte er den explizit erwähnten Begriff „Wiedergeburtprozess“ (S. 194) erläutern müssen – als einen Euphemismus, der die Zwangsassimilation der Muslime in den 1980ern als Fortsetzung der Nationalbewegungen des 19. Jahrhunderts postuliert, die in ganz Südosteuropa die Dornröschen-Metapher benutzen.

Spannend ist vor allem die Frage, ob und wie Finzi über Antisemitismus schreibt: Gleich zu Beginn horchen wir auf, wenn der Vater die Namenswahl als Mimikry begründet, wie Evangelos Karagiannis<sup>1</sup> sie in seinem Buch über die bulgarischen Pomaken als gängige Praxis von marginalisierten Gruppen beschrieben hat: „Vielleicht habe ich es dir schon mal erzählt, es gab verschiedene Gründe, dich ‚Samuel‘ zu nennen. Einer davon war: Falls in Bulgarien wieder antisemitische Zeiten anbrechen sollten, könntest du einfach deinen Namen von Samuel mit e in Samuil mit i umändern. Schließlich gab es einen bulgarischen Zaren Samuil, nicht wahr? Das könnte dir in der Not helfen. Unter Umständen. Hofften wir...“ (S. 14). Bulgarien als Land des Zaren Boris III. als „Judenretter“ und als Land ohne Antisemitismus? Finzi erwähnt den Holocaust in Bulgarien mit keinem Wort, wobei gerade dieses Thema große Aufmerksamkeit verdient hätte<sup>2</sup>: Wie erklärt sich die Tatsache, dass das mit Hitler-Deutschland verbündete Bulgarien seine jüdische Bevölkerung nicht in die Vernichtungslager nach

1 KARAGIANNIS, Evangelos: *Flexibilität und Definitionsvielfalt pomakischer Marginalität*. Wiesbaden 2006: Anthroponymisches *Switching*, S. 155ff. („Ente-Hase-Namen“).

2 Vgl. die Jenenser Doktorarbeit von Nasrin ARNOLD (*Zwischen kollektivem Gedächtnis und Neuorientierung. Identitätsmuster der bulgarischen Juden nach dem Holocaust*. Berlin 2018) und die Arbeit von Nadège RAGARU: „*Et les Juifs bulgares furent sauvés...*“ *Une histoire des savoirs sur la Shoah en Bulgarie*. Paris 2020.

Polen deportieren ließ, dies jedoch für die Jüdinnen und Juden aus den annektierten mazedonischen Gebieten (d.h. vor allem aus Skopje, Bitola, Kavala, Drama) zugelassen hat. Hier wäre es spannend gewesen, eine authentische Stimme aus Sofia zu hören – denn die Mythisierung des „Judenretters“ geschah erst nach dem Ende des kommunistischen Regimes.

Der Enkel von Georgi Dimitroff (erneut bewegt sich Finzi in den höchsten Kreisen) beschimpft Finzi in der Grundschule als „Seife“ (in Anspielung auf den industriell betriebenen Holocaust), worauf es zu einer Prügelei kommt, die die Schuldirektorin per Handschlag versöhnen will (S. 87). Beim Militär nennt ihn ein Kommandeur „Rekrut Auschwitz“ (als versuchter Reim des polnischen Oświęcim auf den Hausnamen Finzi, S. 197).

Dass das Buch schlecht recherchiert ist, zeigt etwa die Episode um Konstantin-Kyrill und Method: Eigentlich sollte man als Allgemeinbildung in Bulgarien voraussetzen können, dass sie die glagolitische, nicht die kyrillische Schrift geschaffen haben, wie Finzi schreibt (S. 151). Auch der folgende Satz ist oberflächlich und unzutreffend: „Bis die Kommunisten an die Macht kamen, wurden die Brüder (C.V.: Konstantin-Kyrill und Method) in Bulgarien als Heilige verehrt. 1945 wurden ihnen die Heiligenscheine abgenommen und fünfundvierzig Jahre später, mit der nächsten Wende, wieder aufgesetzt“ (S. 151). Finzi verkennt die Kulturpolitik des bulgarischen Nationalkommunismus, der die beiden einerseits als Klassenkämpfer, andererseits als Motoren der Assimilation der muslimischen Pomaken und Türken im Land instrumentalisiert hat: So wurde ihr Nationalfeiertag („Tag der slawischen Schriftlichkeit“) im Jahr 1969 eingeführt.

Unter dem Strich erreicht Finzis Versuch, seinen Erinnerungen Komik abzugewinnen, niemals die Qualität wie beim fast gleichaltrigen russisch-deutschen Autor Wladimir Kaminer, der schreiende Komik zum späten Realsozialismus versprüht. Finzi erreicht aber auch nicht die journalistische Aufarbeitung, wie sie der DW-Journalistin Rayna Breuer mit dem Roman „Platte 317“ von 2021 gelungen ist, der Aspekte der bulgarischen Zeitgeschichte immer wieder erfolgreich und rührend lokalisiert und an Einzelschicksalen personalisiert hat.

Stattdessen liefert Finzi die Geschichte der angepassten Elite im Spätsozialismus, die ihr Sephardentum sprachlich, religiös und kulturell weitgehend aufgegeben hat. Sein Bulgarien ist dabei so stereotyp langweilig und grau, wie es uns die westliche Maskenkultur seit Jahrzehnten verkaufen will.

Berlin

CHRISTIAN VOSS